

»Die Frau, die ich suche, ist Künstlerin und etwa dreißig Jahre alt«, fuhr Eduardo unbeirrt fort. »Einen Namen habe ich nicht, aber du dürftest sie auf der Place du Tertre im Künstlerviertel finden. Du wirst sie erkennen, wenn du sie siehst. Dunkles Haar, ihre Augen sind blau. Blau wie Azulejo-Kacheln. Vielleicht trägt sie einen gelben Mantel.«

»*Combinado*. In Ordnung.« António atmete aus. »Mal angenommen, ich würde tatsächlich nach Paris fliegen, um dir diesen seltsamen Gefallen zu tun ... Was genau soll ich mit dieser Frau machen, wenn ich sie gefunden habe?«

»Ich will, dass du sie nach Lissabon holst.«

»Wie bitte?«

»Du hast mich schon verstanden. Du schaffst sie hierher. Sie soll ein Gemälde malen. Ein Porträt. Von mir.«

»Ein Porträt. Von dir.«

»Bist du ein Papagei, Junge?« Eduardo schnalzte ungeduldig. »Das Mädchen ist gut, ich hab ihre Werke gesehen, als ich im Dezember in Paris war.«

»Ach. Wieso hast du dich dann nicht gleich dort von ihr porträtieren lassen?«

»Es gab keine passende Gelegenheit.«

»Und jetzt willst du sie einfliegen lassen. Eine dir völlig Unbekannte. Damit sie dich malt.« António seufzte. »Lissabon wimmelt von Künstlern. Warum suchst du dir nicht im Bairro Alto einen armen Schlucker, der sich über ein paar Scheine freut?«

»Ich will nicht irgendeinen Maler. Ich will *sie*.« Eduardo leerte sein Glas und knallte es auf die Schreibtischplatte.

»Bist du sicher, dass deine Künstlerin nichts mit der Frau auf dem Polaroid zu tun hat? Ein Name wäre vielleicht ganz hilfreich, falls sie nicht an der Place du ...«

»Das Mädchen wird dort sein.«

»Das weißt du doch gar nicht. Weihnachten ist fünf Monate her. Davon abgesehen wird sie sich kaum von einem Wildfremden überreden lassen, mal eben kurz nach Portugal zu fliegen. Porträt hin oder her.«

»Dann lass dir was einfallen. Mach ihr ein Angebot, das sie nicht ablehnen kann«, erwiderte Eduardo angesäuert, ehe seine Stimme sanft und einschmeichelnd wurde. »Tu deinem alten Vovô den Gefallen, Junge. Wer weiß, wie oft du noch Gelegenheit dazu haben wirst. Außerdem erinnere ich mich, dass du dich während deines Studiums sehr wohl in Paris gefühlt hast. Es wäre eine gute Gelegenheit, alte Freunde zu treffen, meinst du nicht?« Beiläufig legte er sich die Hand auf die Brustmitte, wo sie liegen blieb wie ein Mahnmal.

»Aber ich habe überhaupt keine Freunde in Paris«, wandte António halbherzig ein und fluchte innerlich, weil er spürte, wie er weich wurde. Seit Vovô vor zwei Jahren einen Herzanfall erlitten hatte, wusste er ganz genau, aus welchem Rohr er feuern musste, um sie alle in eine salutierende Garnisonsreihe zu stellen. Und António war immer derjenige, der ganz vorne stand. *Wer weiß, wie oft du noch Gelegenheit dazu haben wirst*. Als ob es morgen mit ihm zu Ende ginge.

Irritiert verfolgte er, wie sein Großvater mit leidender Miene und einem gekünstelten

Ächzen in den Lehnstuhl sank. Er war ein mieser Schauspieler. Trotzdem fand António, dass er erschöpft aussah, als ob ihm das Gespräch mehr zusetzte, als er zeigen wollte. Anscheinend war es ihm wirklich wichtig, dass diese Künstlerin aus Paris ein Bild von ihm malte. Was wäre er für ein Enkel, wenn er Vovô diesen Wunsch abschlug? Seine Schuldgefühle stellten sich so zuverlässig ein wie Albio, der mit dem Stundenschlag der Standuhr die Bibliothek betrat, um die Apéro-Schälchen mit Oliven, Käse und gesalzenen Lupinenkernen abzuräumen.

»Die Caldo verde ist angerichtet, Senhor.«

»Danke, Albio. Sag Rosária, wir kommen gleich«, antwortete Eduardo, ohne sich zu rühren. Er wartete auf eine Antwort, dabei war er normalerweise ganz verrückt nach Rosárias Grünkohlsuppe.

Antónios Hirn arbeitete auf Hochtouren. Grundsätzlich sprach nichts gegen ein paar Tage in Paris, solange die Geschäfte im Gloriosa weiterliefen – zumal er tatsächlich eine Auszeit nötig hatte. Er war überarbeitet, schlief schlecht und fand im stressigen Hotelalltag kaum ein paar Minuten für sich. Außerdem sagte ihm sein Bauchgefühl, das Vovô etwas vor ihm verbarg. Und genau dieses Etwas machte ihn neugierig.

»Wann genau geht mein Flug?«

Seine Frage schwebte einen Moment lang im Raum, ehe sich ein selbstzufriedenes Lächeln auf Vovôs Gesicht ausbreitete.

»Früh genug für ein Frühstückscroissant auf der Place du Tertre, mein Junge.«

\*\*\*

PARIS, DREI TAGE SPÄTER.

**Maelys.**

Das Mädchen, das mit seinen Eltern im Garküchenbereich des marokkanischen Marktstands saß, war etwa fünf Jahre alt, hatte Sommersprossen im Gesicht und einen Kranz aus Gänseblümchen im Haar, den es fortwährend betastete. Lächelnd drückte Maelys den Schwamm im Spülbecken aus. Gerade erst heute Morgen, als sie mit dem Fahrrad zum Marché des Enfants Rouges aufgebrochen war, hatte sie überlegt, was den Frühling in Paris eigentlich so besonders machte. Da waren zum Beispiel die Petunientöpfe in Madame Vidals Küchenfenster. Oder die ausgebleichenen Sonnenschirme, die endlich wieder vor der italienischen Eisdiele in der Rue Martel standen. Im Square du Temple säumten zinkweiße, kobaltblaue und kadmiumrote Beete die Kieswege, die Luft roch nach Teichwasser und gemähtem Gras, und die Spaziergänger, an denen sie vorbeigesauert war, trugen kurze Ärmel und führten Hunde und Kinderwagen aus. Dass jedoch ausgerechnet in Hadirs Garküche die schönste Antwort auf sie wartete, schenkte ihr einen unerwarteten Glücksmoment.

*Eine Gänseblümchenkrone, mitten in der Großstadt. Genau das bedeutet Frühling in Paris für mich.*

Mit einem Seufzen, das irgendwo zwischen erschöpfter Zufriedenheit und einer unbestimmten Sehnsucht siedelte, zog Maelys den Stöpsel aus dem Spülbecken.

»Asill!«, rief sie und zeigte Hadirs Sohn am Verkaufstresen an, dass er ihr frisches Wasser und die nächste Ladung Geschirr bringen konnte. Dann kehrte sie gedanklich zu der Familie am Ecktisch zurück, die sich eine späte Mittagspause gönnte – neben dem Kind die Mutter in einer cremefarbenen Leinenbluse, die Beine elegant übereinandergeschlagen. Vom Vater sah sie nur die lichte Stelle auf dem Hinterkopf und den Wolljackenrücken.

Es überraschte sie nicht, dass ihr Ruf die Aufmerksamkeit des kleinen Mädchens auf sich gezogen hatte. Neugierige Augen ruhten jetzt auf ihr, glänzend wie Flusskiesel. Maelys fand sie viel zu erwachsen für das Gesicht. *Würde ich diese Augen malen wollen, nähme ich Schwarzbraun und Byzantinischblau, dazu ein paar Tupfen Zinkweiß. Für das Licht.*

Maelys hob eine Braue, die Kleine starrte weiter, während seine Eltern keine Reaktion zeigten. So war es oft. Die Leute schauten, weil sie die Kontrolle über ihre Stimmbänder verlor, sobald sie lauter wurde oder lachte. Doch während die Erwachsenen beiseite oder auf den Boden blickten, als suchten sie nach einer verlorenen Münze, vermuteten die Kinder in ihrer natürlichen Neugierde keinen Fauxpas. Das mochte Maelys an ihnen.

Sie winkte der Kleinen, und als diese nicht reagierte, schnitt sie ihr eine Grimasse. Das Mädchen grinste und streckte ihr die Zunge heraus, woraufhin Maelys gespielt entrüstet den Finger hob. Von einem sanften Händedruck auf ihrer Schulter wurde dieser heimliche Moment unterbrochen.

»Hast du wieder *une petite amie* gefunden?«, fragte Hadir, wobei er das Wort *petite*, klein, mit Daumen und Zeigefinger und *amie*, Freundin, mit einer auf der Brustmitte kreisenden Hand gebärdete. Dabei wäre das gar nicht nötig gewesen. Ihr Chef bemühte sich stets, deutlich zu sprechen. Es war leicht, von seinen Lippen zu lesen.

»Bist du eifersüchtig?«, konterte Maelys in Lautsprache.

»*Sacrebleu*. Jetzt hast du mich erwischt.«

»Und ich dachte, du hättest genug von albernem Spielen bei acht Kindern und so vielen Enkeln, dass du sie durchnummerieren musst.«

»Für ein gehörloses Mädchen bist du verflüxt schlagfertig.« Hadir schmunzelte. »Ich wundere mich immer, wie deutlich du sprichst. Meinen kleinen Großneffen versteht man kaum, wenn er redet.«

»Man muss bei allem Pech auch etwas Glück haben.« Maelys pikste ihm den Finger in den Bauch. Sie wurde nicht gern daran erinnert, dass sie bis zu ihrem dritten Lebensjahr ein normal hörendes Mädchen gewesen war. *Blöde Hirnhautentzündung.*

Der Standbesitzer musterte sie wohlwollend. Sie mochte ihn. Ihn und seine Lachfalten. Den warmen Sienaton seiner Haut, die nach Kreuzkümmel und Minztee roch.

»Was machst du noch hier, Mademoiselle Durant?«

»Ich spüle Couscousteller und Salatschüsseln. Für diesen Job bezahlst du mich.«

»Das meine ich nicht, und das weißt du. Wann gehst du zurück in deine Schule?«

*Immer dieselbe Frage, jeden zweiten Tag.*

»Willst du mich loswerden, Hadir?«

»Wärst du meine Enkeltochter«, antwortete der Marokkaner nach einer Pause, in der seine Stirn noch ein paar Falten mehr bekam, »würde ich dir verbieten, deine Zeit an einem Imbissstand zu vergeuden.«

»Aber ich arbeite gern bei euch.« Ihr Herz stolperte. Gelogen hatte sie nicht, nur die halbe Wahrheit gesagt. Aber es half ja nichts. Sie tat, was getan werden musste. »Das Studium läuft mir schon nicht davon.«

Hadir sah sie lange an. Zu lange.

»Gut«, sagte der Kreis, den er mit Daumen und Zeigefinger bildete. »Aber du machst jetzt Schluss. Deine Schicht ist längst vorbei.«

Seine Züge hatten sich entspannt, dennoch war sie froh, dass sie nicht hörte, was er vor sich hin brummelte. Gehorsam band Maelys die Schürze ab, was eine Weile dauerte, da sie sich das Band zweimal um den Körper geschlungen hatte.

»Du bist zu dünn, *ma fille*, sogar für eine Französin. Ich sage Asil, dass er dir zwei Portionen Hühnchen-Tajine einpacken soll. Eine für dich, eine für deine Tante.«

Sie wollte höflich ablehnen, doch Hadir hatte sich bereits abgewandt und demonstrierte damit auf seine Art, dass er in seinem Zehnquadratmeter-Königreich das letzte Wort hatte.

Der kleine Ecktisch war leer, als Maelys mit ihrem Lohn und einer viel zu großen Plastiktüte dabei war, den Marktstand zu verlassen. Obwohl ihre Arbeitszeit vorbei war, räumte sie pflichtbewusst noch die Couscousteller ab und hielt inne, als sie die Handtasche an der Stuhllehne sah. Suchend schaute sie sich um und entdeckte den hochgewachsenen Wolljackenrücken in der Menschenmenge, die zum Ausgang der Markthalle drängte.

»Warten Sie!« Rasch pflückte sie die Tasche von der Lehne und lief los, begleitet vom erschrockenen Blick einer blondierten Frau, die bei ihrem Ausruf zusammengefahren war. »Verzeihung, Madame«, warf Maelys über die Schulter zurück, dann war die vergrämierte Miene der Fremden nur noch eine Erinnerung, die sich zu all den anderen Gesichtsausdrücken aus ihrer Vergangenheit gesellte.

Etwa fünfzig Meter später hatte sie die Familie auf Höhe des Postkartenladens in der Rue de Bretagne eingeholt. Vater und Mutter, verbunden durch die Hände der Gänseblümchenprinzessin.

»Monsieur!« Atemlos berührte sie den Mann am Ärmel und bemerkte zu spät, dass er Professor Ledoux' Parfum trug. Sie zog die Hand zurück und starrte verblüfft in das eisengraue Augenpaar, von dem sie sich seit zwei Jahren wünschte, dass es sie einmal, nur ein einziges Mal wahrnahm. So wie jetzt.

Die erhobenen Brauen des Professors waren so hell, dass sie sich kaum von seiner Blässe abhoben. Doch so sehr Maelys sich auch erhoffte, in dem hageren Gesicht ein Erkennen zu finden ... Da war nichts. Sébastien Ledoux, der allseits gefürchtete Professor

für Freie Malerei an der École nationale supérieure des beaux-arts, der ENSBA, hatte keine Ahnung, wer sie war.

Nur seine Frau reagierte, während das Mädchen sich, auf einmal schüchtern geworden, hinter den Beinen seiner Mutter versteckte. Mit einem erfreuten Ausruf nahm Madame Ledoux die Handtasche entgegen und sagte etwas, das ganz sicher nett gemeint war. Gleich darauf wandte sie sich hilfesuchend an ihren Gatten, weil sie begriff, dass Maelys nicht verstanden hatte. Wie auch? Der erdbeerrote Mund der Frau hatte sich beim Sprechen kaum bewegt. Normalerweise half Maelys den Menschen, die sich mit ihr verständigen wollten, klärte auf, bat freundlich um einen zweiten Versuch. Doch sie war wie erstarrt. Nicht nur taub, sondern auch stumm vor Schreck. *Er weiß nicht mal, wer ich bin.*

Ledoux sah sich um, als wäre ihm die Situation unangenehm, und der folgende Wortwechsel zwischen dem Ehepaar besaß keine Buchstaben, die Maelys lesen konnte. Schließlich beugte er sich zu seiner Tochter hinunter, nahm sie huckepack, was ihre Flusskieselaugen zum Leuchten brachte. Freundlich nickte er Maelys zu, dann legte er die Hand auf die Schulter seiner Frau und forderte sie zum Weitergehen auf.

Maelys stand noch lange mit hängenden Schultern vor dem Postkartenladen in der Rue de Bretagne. So lange, bis sie sich daran erinnerte, dass sie atmen musste.

Das zehnte Arrondissement gehörte wegen des dichten Verkehrs und seiner Nähe zum Gare du Nord nicht gerade zu den bevorzugten Wohngegenden von Paris. Maelys hatte die Rue Martel, in der sie mit Tante Valérie wohnte, anfangs überhaupt nicht gemocht. Die meisten Häuser waren schmutzig grau und graffitibeschiert, und die Teerflickenwege luden förmlich dazu ein, Dinge, die man nicht mehr brauchte, einfach fallen zu lassen, statt sie in den nächsten Abfallbehälter zu werfen. Es hatte Zeit und viele beiläufige Hinweise von Tante Valérie gekostet, bis Maelys erkannt hatte, dass das Liebenswerte dieser Straße nicht an ihrem Aussehen, sondern an ihren Bewohnern festzumachen war – allesamt einfache Leute, die ihren Reichtum nicht am Körper, sondern im Herzen trugen.

Besonders heute war Maelys erleichtert, als sie das Fahrrad über den holprigen Asphalt lenkte, an Monsieur Poupart's Boulangerie und am Friseurladen vorbei. Sie bedachte Silvio mit einem Lächeln, der aus der Eisdiele kam, um ihr zuzuwinken. Vor der Hausnummer 1 stieg sie ab, schloss die Tür auf und bugsierte das Rad in den Flur, der nach Suppe und Madame Vidals Kernseifenlauge roch. Nachdem sie den Postkasten geleert hatte, zog sie den Rucksack und ihren Skizzenblock aus dem Hohlraum unter der ersten Treppenstufe hervor und stieg ins Dachgeschoss. Unterwegs blätterte Maelys eilig die Post durch. Keines der Kuverts war an sie adressiert, aber das hatte sie auch nicht erwartet. Maman war mit ihrem Freund im Umzugsstress, ihre Schwester Gwenaëlle, die in Berlin als Redakteurin bei einer Zeitschrift arbeitete, textete lieber via Mobiltelefon. Von Pierre bekam sie schon seit einem halben Jahr keine Briefe mehr.

*Wie schnell die Zeit doch vergeht.* Maelys spürte einen leisen Anflug von Heimweh. Ihr